

# Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

## Deutschland und Frankreich.

(Von unserem Korrespondenten.)

Der „Afford“ über das Konferenzprogramm befindet sich noch keineswegs dem Konflikt, aber er ist doch der erste ernsthafte Schritt zur Beilegung einer Affäre, über deren mögliche Folgen keine offizielle Mitteilungen mehr hinwegzugeschrieben werden. Man hatte in Berlin geglaubt, durch ein besonders scharfes Auftreten zwei Pläne auf einmal verwirklichen, die Frankreich aus Marokko verdrängen und doch zu Deutschland hinüberziehen zu können, und dank diesem psychologischen Mißverständnis war eine Situation entstanden worden, die nach dem Sturz Delcassés sehr günstig gewesen wäre. Diplomatische Manöver spielen häufig eine große Rolle: in einem ersten Akt, in dem die Fehde begangen, und in einem zweiten, in dem sie nach Möglichkeit wieder gut gemacht werden, und der Zuschauer ist schon froh und dankbar, wenn endlich das Zeichen zum Beginn des zweiten Aktes gegeben wird. Der „Afford“ über das Konferenzprogramm ist ein solches Zeichen: die Methode Delcassés als abgelehnt, die des Kautsky als bevorzugt, die des Schwerin in die Mangel genommen, die Hand, und diese Hand ist nicht leer.

Als am 6. Juni Herr Delcassé unter dem Beifall fast aller Franzosen gestürzt worden war, erklärte Herr Rouvier sich bereit, mit der deutschen Regierung einen Marokko-Vertrag abzuschließen, wie ihn Frankreich mit England und Spanien abgeschlossen hätte. Diese Idee missfiel in Berlin, wo man fürchtete, der neu gewonnenen Stellung beim Sultan zu verlieren, und man lehnte alle Spezialabmachungen ab und verlangte die Konferenz. Aber nachdem dann dieser Konferenzvorschlag mit Hängen und Würzen, und besonders mit Würzen, zur Annahme gebracht worden war, mußte jeder Westländer erkennen, daß nun doch ein Spezialabmachungen nötig wären, wenn die Konferenz nicht zu einer höchst gefährlichen Verarmhaltung entarten sollte. Die Verhandlungen kamen nur allmählich in Gang, allerhand Einfälle suchten sie zu durchkreuzen und auch auf französischer Seite erbob man jetzt mit Rücksicht auf die erregte und verärrerte Volkstimmung mancherlei Einwände, an die Herr Rouvier am 6. Juni in nicht geringer Zahl. Das Mißtrauen, das auf französischer Seite die meinsten Parteien gegen den Vertrag nach dem Sturz Delcassés gemacht worden war, verklärte sich noch, als Herr v. Kattenbach in bezug noch vor der Konferenz Sonderverträge zu erstreben schien, und nur dann den intimen persönlichen Beziehungen, die sich während der letzten Monate ausschließlich zwischen dem Fürsten Kabinin und Herrn Rouvier entwickelt haben, konnte der abfällige Eindruck vermieden werden. Schließlich wurde ein geschickter Spezialist Herr Doktor Pfeiler, abgeordnet, der nun mit dem geschicklichen und lächelnden Herrn Repoll, dem französischen Spezialisten, verhandelte, und nach langen, schweren Mühen wurde das Konferenzprogramm fertig.

Das Publikum, das die offizielle Note mit dem Programm-analyse gelesen hat, sieht vielleicht verwundert gefragt, warum man zur Herstellung dieser Arbeit Spezialisten gebraucht, und warum sich die Herren so furchtbarlich abgemüht. Der Programmansatz

liegt ganz wie das Programm selber, in seinem ersten Teile nur eine trodene Aufzählung all jener Reformen, die in dem Programm einer Marokko-Konferenz unweigerlich stehen müssen. Es wird kurz und knapp gesagt, die Konferenz werde über die Polizeiverwaltung, die Behörde der Staatsbank in das Steuerwesen zu beraten haben und „gewisse Prinzipien zur Sicherung der ökonomischen Freiheit feststellen“ müssen. Mit dieser letzteren Wendung ist gemeint, daß die Aufträge Marokkos im Wege des öffentlichen Zuschlages zu vergeben seien, aber weder in diesem noch in einem anderen Punkte ist im Programm die Lösung der Aufgabe vorgeschlagen, und die Konferenz wird zu entscheiden haben, wie das Polizeiwesen organisiert solle, und wie das Steuerwesen am besten zu regeln wäre. Erst der zweite Teil ist ein wenig geschwätziger: er erklärt, daß die Polizeiverwaltung in dem Grenzgebiete einzig Frankreich und den Sultan etwas angehe und die Konferenz nicht beschließen dürfe, und er bespricht die beiden Konzepte — die Rolle und die Anleihe — die Herr v. Kattenbach in der Sitzung hat Frankreich nach langem Hin und Her seiner Ansicht zum Siege verholfen, in der Frage der Anleihe ist, da französische Banken bei dem Finanzgeschäft mitwirken dürfen, der Erfolg geteilt, und die Rolle behält Deutschland.

Man sieht, die eigentlichen Schwierigkeiten sind im Grunde nur verlagert, und über den Ausgang der Konferenz ist sich nur so wenig etwas vorherzusehen, da für die Annahme eines jeden Antezes Einverständnis erforderlich ist, und der Sultan von Marokko mit seiner eigenen Stimme jeden ihm unangenehmen Reformvorschlag zum Scheitern bringen kann. Es hat nicht an der deutschen Regierung gelegen, wenn nicht jetzt schon bindende Weisungen gegeben worden, die das Zerren der Konferenz von allen Seiten her zu lenken hätten; man hatte in Berlin während der letzten Wochen zu genau die Befähigung dieser Konferenz erkannt, daß man den Wunsch hegte, allen Leberwürgungen rechtzeitig vorzubeugen. Aber jetzt hatte auch Herr Rouvier seinen Standpunkt gewechselt — er hatte inzwischen mit den anderen Mächten verhandelt, er hielt Frankreichs Stellung auf der Konferenz für günstig und wollte nun nicht durch seine eigenen Hände an einen Aufstoß des Reiches veranlassen, der ihm dieses auf Deutschlands Köpfe eingeleitetes Tribunal zu bieten schien. Nach längeren Verhandlungen erklärte man sich in Berlin bereit, den „Afford“ auch ohne solche Zusagen zu genehmigen, und das Dokument belagert denn auch nicht, daß die beiden Mächte sich durch irgendeine Verpflichtung gebunden. Zudem die deutsche Regierung sehr verständiger Weise von ideellen Verlangungen nach „höheren Verbindungen“ abließ, welche Herr Rouvier beweist, daß sie von seinen friedlichen Absichten voll überzeugt wäre. Und das Vertrauen, das sich Herr Rouvier beweist, wird schwerlich enttäuscht werden, denn Herr Rouvier, der die Auslösung wünscht, wird auf der Konferenz nicht Anträge stellen, die an dem Widerwille Deutschlands scheitern würden — er wird nicht ohne jede Rücksicht auf einen praktischen Erfolg, den Zankhaken unter die Mächte werfen.

Wenn man diese Vorgänge kennt, die hinter den Kulissen gespielt haben, so sieht man, daß das bunte Programm mehr

noch durch das, was es verschweigt, als durch das, was es sagt, von der Verhältnismäßigkeit, die jetzt auf beiden Seiten geübt wird. Als ich schon nach dem 6. Juni an dieser Stelle immer wieder ausführte, daß man an der Sitzung der fünfzig Welttage auf die hier herrschende Stimmung Rücksicht nehmen müsse, daß man verhandeln solle, daß es in dieser Affäre „weder Sieger, noch Besiegte“ geben dürfe, galt das offiziöse Schreiben als ein unparthisches Begehren — und heute hat Herr v. Kattenbach, der gewiß ein Patriot ist, Herrn Rouvier wirklich erklären lassen: „Ich möchte, daß es weder Sieger noch Besiegte“ geben dürfe. Diese Worte sind aber, dessen Sinn nicht durch kolonialpolitische Ideen getrübt ist, von Herzen bestimmt, und man kann nur immer auf sie wieder bedauern, daß nicht schon in den ersten Junitagen genau so gesprochen und genau so gehandelt wurde. Aber damals, nach dem 6. Juni, gefielen hat, wie gewissem Vertreter der bekannten Londoner Zeitschrift über das Bescheidene Delcassés bestritt waren und dann, am nächsten Tage, daß noch verächtliche Äußerungen der deutschen Regierung mit einem Freudentaumel begrüßten, der hat die ganze Schwere dieses Mißgriffes empfunden. Damals, am 6. Juni, hatte ganz Frankreich geglaubt, daß nun, nach Beilegung des Friedenslozes, die verhängnisvollen Verhandlungen beginnen würden, und noch nie war die Bahn zur Beilegung so frei, die Annäherung so möglich gewesen. Man kann sagen, daß die Verhöhnung beinahe so groß war wie die Erbitterung, als dann die Sache so völlig anders kam.

Und heute? Heute ist die „Annäherung“ sehr viel schwieriger, so sehr auch Herr Rouvier pedantisch bestritt sein mag, sie nach Kräften zu fördern. Der Optimismus, mit dem man bei uns von der Wirksamkeit des Ministerpräsidenten baldige Früchte erhofft und bereits Frankreichs Absicht von England und einem Zusammenstoß Deutschlands, Australiens und Frankreich erwartet, ist zum mindesten verfrüht. Man ist sich vielleicht während dieses ganzen Marokko-Konfliktes in Deutschland nicht genügend darüber klar geworden, daß die Methode, die man gewählt hatte, wirksame Hindernisse geschlagen und daß es auch die Franzosen unendlich schmerzen kann, wenn man ihnen einen Stinger abschnidet. Die französischen Vertriebenen, die im Sommer nach Deutschland gingen, kamen klar vor Augen zurück: sie hatten konstatiert, daß die Deutschen es im Grunde nicht gar so böse gemeint, und sie erklärten, daß sie die „deutsche Mentalität“ nicht recht begriffen. Auch jetzt lebt im französischen Publikum die Erinnerung an all jene Vorgänge noch fort, lebt, wenn auch schon sehr viel leiser, jedes Gefühl der Enttäuschung und Erbitterung, das sich Frankreich nach jenem 6. Juni bemächtigt. Und weder Herr Rouvier, noch ein anderer Minister, noch ein Parlament, wird jemals wagen, eine deutsch-feindliche Politik energisch einzuleiten, so lange die öffentliche Meinung einen solchen Schritt nicht geneigt ist.

Das soll nicht sagen, daß die „Annäherung“ nicht doch einmal kommen wird — es soll nur sagen, daß man sie nicht oft von einem Tag auf den anderen erwarten darf. Wenn die deutsche Diplomatie jetzt konsequent auf dem Wege bleibt, den sie eingeschlagen, und wenn die Marokko-Konferenz ohne Unfall vorübergeht, so werden die Wunden verarbeitbar,

## Ebenbürtigkeit und Zuchtwahl.

(Redaktionsskizze.)

Wenn man den modernen Operettenkomponisten vorwirft, die Operette habe gegen früher an Reiz und Unterhaltung verloren, so tragen sie leugend zu erwidern, die Schuld liegt nicht an ihnen, sondern an dem Mangel guter Texte. Stimmt das, so ist es ein Beweis, daß den Librettisten von heute die ihnen vorliegenden Gattungsabgaben gekommen ist, den in der Weltgeschichte aller Völker und aller Länder verborgenen Humor zu erkennen und ihren Zweck fruchtbar zu machen. Insbesondere die Geschichte Deutschlands zur Zeit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation ist auch noch nicht ausgereizt in ihrem Reichtum an Stoffen angegriffen worden, die nach der Behandlung durch die Operette geradezu schreien. Die tollsten Szenen der „Großherzogin von Gerolstein“ sind von der Wahrheit übertrieben worden, denn die Wirtschaft der kleinen Landesherren des Mittelalters des Reiches und des Hofes war in Wirklichkeit, wenigstens aus der Perspektive des 20. Jahrhunderts betrachtet, viel positiver, als man sich heute zu denken pflegt. Gibt es zum Beispiel etwas Lustigeres als die einfache Tatsache, daß noch im Jahre des Jahres 1800 die französische Republik, deren Herrscher damals erst am Anfang ihres Stieges durch Europa fanden, einen regelrechten Frieden mit den kleinen deutschen Reichsfürsten von Gerolstein schloß, und daß die Grafen von Gerolstein hiermit an anerkanntem Rechtswort verhandelten, fünfzig Jahre Friedenshüter zu werden mit ihrem Mann nicht weniger als mit dem Kaiser, abgesehen von dem, was man nicht an Intelligenz entre la République Française et les Comtes d'Erbach“ so heißt es noch im Wortlaut des Vertrages. Schade, daß Jacques Offenbach wohl nie von diesem „Frieden von Offenbach“ hörte!

Wobei waren die Grafen von Gerolstein da? Warum für ihre Zeit und ihren Stand recht aufgeführte Leute, nannten im vertrauten Kreise ihre Souveränität selbst ein Possenspiel. Hierfür keine Soldaten und regierten mit Hilfe von ein paar Polizeibehörden von ihren Burgen im Oberrhein aus über die wenigen Untertanen schlicht und recht auf patriarchalische Weise.

Gibt man aber zwischen dem Jahre 1800, in dem ein Frieden von Offenbach möglich war, und dem Jahre 1905, in dem der Frieden von Potsdam erlebte hat, würde eine so geistvolle Fortentwicklung der menschlichen Ideen, wie man gemeinhin glaubt? Was man nicht unaufrichtig und jetzt wieder in eine Operette denken, wenn man hört, was im Hause dieser kleinen Grafen von Gerolstein sich abspielte? Die Souveränität selbst, die ging ihnen freilich schon unter

den Griffen des großen Napoleons verloren, aber noch heute sind sie wie die übrigen „Mediatistierten“ zwar ohne Staat und heute so wie die übrigen „Mediatistierten“ in ihren Verhältnissen als Angehöriger, vor allen anderen mit dem kaiserschen Ebenbürtigkeit mit den regierenden Dynastien, die sie fast auf eine Stufe mit diesen stellt, ihnen zugleich aber jede eheliche Verbindung mit Personen niederen Standes aufs strengste untersagt. Und nun hat der Erbprinz der drei Prinzen des Hauses Gerolstein nur den Tag seiner Großjährigkeit abgewartet, um mit der höchsten Tochter einer adelichen Erbprinzeßin Wolschrau nach London anzufliegen, und sich das Mädchen dort ganz richtig heimlich heimlich zu heiraten. Er hat sich nicht um die Erlaubnis der Prinzessin von Gerolstein-Gebach, die er sich schon Schritt unternehm, gewiß klar gemacht haben, welche Folgen es für ihn nach sich ziehen würde, daß er ihn auf immerdar der Aussicht berauben müsse, ein „Erbprinz“ zum „regierenden Grafen“ aufzusteigen und, mit dem Titel einer „Grafin“ geschmückt, zu verheiraten auf dem schönen Schloß zu Gerolstein, das einer seiner Väter einst mit englischen Gelde erbaute, und das, nebenbei bemerkt, an wertvollen Kunstgegenständen reicher ist als irgend ein anderer deutscher Adelssitz — gibt es doch in Gerolstein nur eine hübsche Gemäldesammlung, sondern sogar ein reichhaltiges Museum epigraphischer, griechischer und römischer Altertümer.

Jeboch der Erbprinz zu Gerolstein-Gebach und von Westernberg-Roth, zu Wrenberg, Wildenstein, Steinbach, Curt und Biermannshofen schließt sich zum Erbprinzen für lebendige Zugehörigkeit als für tote Altersgenossen zu empfinden, und er hat sich nebenbei als ein ganz modernes Mensch erwiesen, indem er seinen Verlobten einen „Ball“ in der Halle mit Musik und Tanz entgegenzusetzen ließ. Im beneidenswertesten Wollschrau der Arbeitzeit seiner 21 Jahre glaubt er wohl, es genüge auf dieser Welt, das zu tun, was man als Recht und Pflicht erkannte, um des Besten aller sicher zu sein. Darum hat er selbst seinen „Ball“ für einen ganz klaren und normalen. Er liebt das Wohlbehagen und hiervon folgt für ihn, so wie die Redt dem Tage, daß er sie zu seinem ehelichen Weibe nehmen muß. Er ist nicht begabter, in unfernen Tagen noch einer so tollkühnen Idee, die durch die Befehle zu begehen? Der Familienrat der Grafen von Gerolstein hat dieser Logik leider nur wenig Verständnis entgegengebracht und durch feierlichen Beschluß aus dem Erbprinzen Franz Gerolstein einen ganz gewöhnlichen Grafen gemacht, der niemals die „Regierung“ erben wird. Und da die besonderen Gesetze für die Mediatistierten hier eine höchst unerwünschte Rolle aufweisen, so wendet sich die Tochter der adelichen Wolschrau, die durch ihre Heirat zwar rechtmässige Frau des Grafen Franz Gerolstein, aber nicht Grafin geworden ist, in der nächsten Tage, argzweit überhaupt keinen Mann zu besitzen. Ihren Wollschrauen hat sie verloren und den

ihres Mannes nicht bekommen — und in diesem Übergangsstadium muss sie so lange bleiben, bis es dem Oberherren der Erbprinz Grafen, dem Großherzog von Hessen, genehm sein wird, ihr einen eigenen Namen zu erteilen. Wenn so Dinge es übrigens gleich bei anderen Grafen v. Gebach, von denen zwei Ökonomie des neuesten ensterr terriblen Franz Gerolstein waren. Alle drei einten ihre das bürgerlichen Mädchen, die seitdem Kraft Heiliger Bestimmung „Frau v. Wildenstein“, „Frau v. Curt“ und „Frau v. Kottenberg“ heißen.

Zuletzt allein erkennt sich einer Grafenbesitzerin von Wolschrau, die zwischen den Regierenden und den Regierten pendelt, mit ihnen ihr Blut vermischen dürfen, von diesen aber bei Strafe des Verlustes ihrer Sonderrechte vorzüglich sich fernhalten müssen. Der staatsrechtliche Begriff des hohen Adels ist um Beispiel in Russland ein unbekannter, obwohl ihm die geschichtlichen Vorbedingungen zu einem solchen gar nicht einmal fehlen würden. Aber all die zahllosen beherrschten Regierenden und Grafen, deren Gebiet das Reichreich vergrößert hat, müßten froh sein, wenn man ihnen wenigstens den Fürstentitel beliebt, und zwar nicht einmal den höheren Fürstentitel, mit dem die Kirche „Durchlaucht“ verbunden ist, sondern nur den niederen, dessen Träger sich mit der begehrenden „Grafin“ begnügen müssen. Und es ist kaum nötig zu erwähnen, daß auch in Russland eine Familie, deren Ahnenreihe sich Jahrhunderte weit zurückverfolgen läßt, überlegen herabfällt auf andere, die nicht die so sehr lehrreich, in sie das Verständnis der russischen Justizverhältnisse unentbehrlich, sich aber die Verengungshelmsche Familien zu unterrichten in deren Händen zur Stunde Russland Schicksal eigentlich noch liegt, weil man nur auf dieser Wege zu der Erkenntnis gelangen kann, wie eng die Bedingungen ihrer Existenz mit der Fortdauer des Ru-